

## **Jenseits der Gemütlichkeit**

### ***Allein die Schrift! Eine Erwiderung auf Karin Bornkamms Kritik an der „Bibel in gerechter Sprache“***

**Frank Crüsemann**

*In unserer April-Ausgabe übte Karin Bornkamm nachdrückliche Kritik an der Übersetzungsleistung zur „Bibel in gerechter Sprache“. Frank Crüsemann, Professor für Altes Testament an der Kirchlichen Hochschule Bethel und einer der Übersetzer, wirft ihr und anderen Kritikern vor, sie wollten nicht Luthers Prinzipien des Dolmetschens beherzigen, sondern alte Übersetzungskonventionen petrifizieren. Hier die Langfassung von Frank Crüsemanns Beitrag in zeitzeichen 5/07.*

**D**er Streit um die „Bibel in gerechter Sprache“ tritt ein halbes Jahr nach Erscheinen in eine neue Phase. Karin Bornkamms Artikel in der Aprilnummer dieser Zeitschrift ist eines der Signale in diese Richtung. Neben den vielen positiven Reaktionen waren manche kritische Veröffentlichungen im Vorfeld und in den ersten Monaten von wenigen, immer wieder zitierten Beispielen, pauschalen Verurteilungen und einer derart hohen Emotionalität geprägt, dass oft genug eine sorgfältige Überprüfung der eigenen (Vor-)Urteile unterblieb. Das Bonmot vom angeblich allein noch männlichen Teufel ist exemplarisch für viele Urteile – jede Überprüfung auch nur der synoptischen Belege hätte es sofort widerlegt. Manche Verfasser heftiger Kritiken haben das Buch zugegebenermaßen nie in der Hand gehabt. Karin Bornkamm hat offensichtlich gründlich gelesen und sich ein eigenes Urteil gebildet. Zwar listet auch sie nur Negativitäten auf - klingt denn wirklich kein einziger Text auch frisch und neu? - und findet das Ganze beklemmend, doch sie spricht Fragen an, über die gesprochen werden muss; sie tut es in einer Form, dass darüber gesprochen werden kann, und an einem Ort, an dem - anders als im deutschen Feuilleton – ein solches Gespräch möglich ist.

## Theologie Bibel

Und in der Tat klärt sich ein wenig die Frage, worum es eigentlich geht und woher die so heftigen Abwehrreaktionen kommen: An der Oberfläche der Kontroverse geht es um Übersetzungen, richtige und falsche, bessere und schlechte. Doch wenn man diese Übersetzungsfragen näher betrachtet, geht es in der Regel um etwas anderes: um unterschiedliche Theologien, um die Geltung von Traditionen, darum, was das konkret für den Umgang mit der Bibel heißt: „allein die Schrift“.

Dabei kann der vermisste „Menschensohn“ beispielhaft für so manche umstrittene Übersetzungsentscheidung stehen. Gerade weil wohl die Kirchengeschichtlerin und der Alttestamentler von den hochkomplexen und vielschichtigen Sachfragen, die Geschichte und Verständnis des Begriffs im Neuen Testament aufwerfen, gleich wenig verstehen, könnte sich die Chance einer Konzentration auf die elementaren Fragen nahelegen. Beanstandet wird, dass das griechische *hyios tou anthropou* nicht wie heute üblich mit „der Menschensohn“, sondern mit „Mensch“, „der kommende Mensch“, „die himmlische Menschengestalt“ u.ä. wiedergegeben wird. Unbestritten ist, oder sollte sein, dass dahinter der hebräische bzw. aramäische Begriff *ben-adam/bar-änasch* steht, was die übliche, alltägliche Bezeichnung eines einzelnen (männlichen) Menschen ist, so wie *ben-bakar* ein einzelnes Rind meint. In Dan 7,13f wird dann gesagt, dass jemand wie ein solcher „Mensch“ mit den Wolken des Himmels kommt und im Unterschied zu den durch Tiere symbolisierten Weltreichen die Herrschaft Gottes verkörpert. Gottes Herrschaft als das Reich des Menschen. Das ist der Beginn der apokalyptischen Tradition vom Kommen eines Menschen als Repräsentant des Gottesreiches, in die das Reden des Neuen Testaments über eine Verbindung bzw. Identität Jesu mit diesem *hyios tou anthropou* hineingehört. Hier nun häufen sich, wie an vielen Stellen nachzulesen ist, die umstrittenen Fragen: Wie sich der ungewöhnliche griechische und der gewöhnliche semitische Ausdruck zueinander verhalten, ob, wann und in welchem Sinne ein fester Titel daraus wurde, was das für das Verständnis bedeutet usw. Aber unabhängig von all dem gilt: Keine der neutestamentlichen Aussagen wird in ihrem Sinn verständlich, wenn die Grundbedeutung „Mensch“ dabei

## Theologie Bibel

vergessen wird und völlig aus dem Blick gerät. Vielmehr ist der Vorgang doch dieser: der alltägliche Ausdruck für „Mensch“ wird zu einer der wichtigsten Bezeichnungen für Jesus und seine Bedeutung. Es hat sich eingebürgert dabei von einem „Hoheitstitel“ zu sprechen, doch bezeichnet er zugleich die Niedrigkeit. Das Besondere ist nicht dieses Wort, sondern die mit seiner Hilfe gemachten Aussagen. Die Übersetzungen in der „Bibel in gerechter Sprache“ versuchen, den allen Aussagen zugrundeliegenden Sinn wieder freizulegen. „Menschensohn“ ist dagegen ein ausschließlich in der Bibelsprache benutztes Kunstwort, ein wissenschaftlicher Fachausdruck, der für Außenstehende der Erklärung bedarf. Es ist gerade nicht mehr das Alltagswort, das überraschend neue Bedeutungen gewinnt. Luther spricht übrigens durchgängig von „des menschen son“ – das ist wörtlicher und hat die beiden ersten Revisionen überstanden. Erst in der letzten großen Anpassung ist Luthers Sprache durch den wissenschaftlichen Fachterminus „Menschensohn“ ersetzt worden. Und die Benutzung dieses Wortes soll jetzt ernsthaft als Maßstab christologischer Rechtgläubigkeit dienen?!

Ähnlich legt die häufige Wiedergabe von „Christus“ mit „Messias“ oder „Gesalbter“ den Ursprungssinn frei. „Jesus Christus“ ist ja keineswegs im heutigen Sinne als Vor- und Zuname zu verstehen, sondern die Kurzform des Bekenntnisses „Jesus ist der Gesalbte/Messias Gottes“. Warum solche Versuche, sich dem biblischen Text selbst neu zu stellen, per se kritikwürdig sein sollen, ist eine eigene Frage wert. Jedenfalls wird dabei eine eingebürgerte Übersetzungstradition und nicht die Bibel selbst zum Maßstab erklärt. Im Übrigen ist auch in dieser Übersetzung das geläufige „Christus“ bzw. „Jesus Christus“ an zentralen Stellen (z.B. Markus 1,1; Römer 1,1; 1 Korinther 1,2f; 2 Korinther 5,17) belegt und prägt durchgängig zahlreiche Briefe (Epheser, Philipper; Kolosser usw.).

Immer wieder finden sich in Einwänden gegen die „Bibel in gerechter Sprache“ analoge Muster. Es ist die Tradition, deren Verletzung konstatiert wird, die Übersetzungstradition, die christlich-dogmatische Tradition, und die Tradition eines

## Theologie Bibel

bestimmen, sich als mainstream verstehenden Wissenschaftssegments. Das kommt nicht selten durch einen Sprachgestus charakteristisch zum Ausdruck: Die eigene Übersetzung der Kritiker wird einfach mit dem Bibeltext selbst gleichgesetzt. Gegen die neue Übersetzung gerichtet heißt es: „im Text steht aber“ und es folgt – die eigene Übersetzung. Bei Karin Bornkamm ist das ein – in einigen Fällen von speziellen Zuspitzungen Luthers gereinigter - Luther-Duktus. Ich will nun weder einfach einen Trick unterstellen noch die Schwierigkeiten übersehen, in einer allgemeinverständlichen Zeitschrift mit Verweis auf den hebräischen oder griechischen Text zu operieren, dennoch muss hier eindeutig gesagt werden: so geht es nicht. Wir bemühen uns alle, auf allen Seiten um ein Verstehen dessen, was da im Griechischen und Hebräischen steht, und die „Bibel in gerechter Sprache“ tut es zum Ärger vieler, ohne sich durch die Tradition allzusehr beeinflussen zu lassen und fühlt sich in diesem Vorgehen Luther sehr nahe.

Der mühsame und notwendige Versuch, sich in heutiger Sprache auszudrücken, fällt angesichts so unbezweifelter Traditionen bei den Gegnern kaum ins Gewicht. Einer der Kritiker, Ulrich Wilckens, hat im Vorwort zu seiner eigenen Übersetzung bereits 1970 eine Abweichung vom Wortlaut da für nötig gehalten, „wo die deutsche Sprache dies verlangt oder Begriffe und Wendungen des griechischen Textes schlechthin unverständlich geworden sind (wie z.B. das Wort ‚Fleisch‘)“. Wenn er dann aber in Johannes 1,14 bei Luthers Wiedergabe bleibt („Und das Wort ward Fleisch“) wird eine der Spitzenaussagen des Neuen Testaments „schlechthin unverständlich“. Man kann die Wiedergabe der „Bibel in gerechter Sprache“ kritisieren, ein wirklicher Streit um Übersetzung wird daraus erst, wenn eine gewisse Übereinstimmung in der Beschreibung der Phänomene besteht, des komplexen exegetischen Befundes und sowie der heutigen Rede- und Hörweisen – dann kann ein Streit um Alternativen beginnen.

Zwei Grundaspekte einer fairen Auseinandersetzung um die Übersetzung vermisse ich nach wie vor:

## Theologie Bibel

- Die „Bibel in gerechter Sprache“ wird als Einheit behandelt, die sie nicht ist und nicht sein will. Die Übersetzungen der einzelnen Schriften werden von den jeweils Übersetzenden verantwortet. Ich kann im vollen Umfang nur für meine eigenen eintreten sowie natürlich für die gemeinsamen Grundsätze. Aber in diesem gemeinsamen Rahmen kommen unterschiedliche theologische Traditionen und sehr verschiedene Charismen zum Zug. Es fehlt auf diese Weise die Vereinheitlichung von Übersetzungen aus einer Hand sowie das Abgeschliffene langjähriger Kommissionskompromisse - und gerade das entspricht der biblischen Vielfalt. Die Kritik sollte sich auf dieses Profil beziehen.

- Begründung und Offenlegung der Übersetzungsentscheidungen prägen unsere Übersetzung wie keine andere. Vor allem das Glossar ermöglicht eine Überprüfung und Kontrolle gerade auch der von der Tradition abweichenden Wiedergaben. Ein großer Teil der bemängelten Konkordanz wird durch die Glossarverweise hergestellt. Ist dies im Blick, führen sich Behauptungen wie die, dass wir die Lesenden manipulieren und verwirren, dass die Bibel selbst für Studienarbeit ungeeignet sei etc. weitgehend ad absurdum. Hier sind kritische Hinweise zur Weiterentwicklung erwünscht. Ein eigener Glossarartikel *hyios tou anthropou* (statt lediglich eines Abschnitts unter *hyios*) könnte für mich eine Konsequenz aus mancher Kritik sein.

Was wird aber nun der Übersetzung eigentlich im Kern vorgeworfen? Was löst manche geradezu reflexhaften Distanzierungen und massiven Abwertungen aus? Dass die inklusive Sprache und das Sichtbarmachen der oft ungenannten, aber eindeutig vorausgesetzten Frauen nicht der Kern sein kann, scheint sich langsam herumsprechen. Hier stehen wir auf sozialhistorisch wie sprachlich sicherem Grund und setzen ja auch bloß konsequent das fort, was die traditionellen Übersetzungen begonnen haben. Niemand – selbst eine wörtliche Interlinearversion nicht – wird die rein maskulinen Formulierungen der Seligpreisungen wörtlich, das heißt männlich übersetzen und die Frauen aus diesen Verheißungen ausschließen. Überall wo Frauen

## Theologie Bibel

in der jeweiligen Gegenwart sozial wie theologisch einbezogen wurden, wird seit eh und je auch in Übersetzungen so verfahren. Das gilt etwa für die meisten Rechtssätze. Und auch die gelegentliche Freiheit vom Wortlaut, um so nahe wie möglich an der intendierten Sachaussage bleiben zu können, ist nicht der Kern des Problems. Luther hat ein solches Verfahren in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“ eindringlich begründet. Der wachsende kulturelle Abstand nötigt immer stärker zu solcher explizierenden Wiedergabe – altägyptische Texte etwa wären wörtlich nahezu nicht zu verstehen. Klaus Berger nimmt sich solche Freiheit weitaus mehr und ist nicht derart zum Anstoß geworden. Dass es andere Aspekte sind, die den Kern des Konfliktes bilden, hat Karin Bornkamm mit dankenswerter Offenheit gesagt.

Der Höhepunkt ihrer Kritik bezieht sich auf das Tora-Verständnis des Paulus, wo ein „Herzstück des christlichen Glaubens“ durch eine „Abänderung des Textes“ „verfälscht“ worden sei. Hier schlagen heute Herzen offenkundig verschieden. Jedenfalls ist nicht der Text des Paulus verändert worden, sondern ein in sehr konservativer Weise interpretierter Luther wird nicht weiter tradiert. Seit Jahrzehnten haben sich in Kirche wie Wissenschaft tiefgreifende Änderungen vollzogen, im Zusammenhang einer neuen Sicht des Judentums und des Alten Testaments. Vor allem im Römerbrief bezieht sich Paulus positiv auf die Tora, das Evangelium „richtet sie auf“ (3,31) und der Geist gibt die Kraft, ihr Recht zu erfüllen (8,4; vgl. 7,12 u.a.). Was bei einem Verständnis von Rechtfertigung, das die Tora außer Kraft setzt, Matthäus und Lukas mit ihrer Hochschätzung der Tora im christlichen Kanon sollen, bleibt unerfindlich. Nein, der neue Paulus, wie er in der „Bibel in gerechter Sprache“ hervortritt, ist der Sache nach so neu nicht, neu ist aber die neue Unübersehbarkeit – und die erregt Anstoß und lässt manche Debatten der letzten Jahrzehnte noch einmal aufflammen.

Zu den verschiedenen Wiedergaben des Gottesnamens überhaupt und speziell in den Psalmen findet sich die Formulierung: „Anstatt als biblische Texte die christliche Frömmigkeitssprache aufzunehmen ... verfremden sie die Gebetssituation“. Nun gelten

## Theologie Bibel

in der Situation des persönlichen oder gemeinschaftlichen Gebets ganz sicher besondere Regeln, mit denen achtsam und respektvoll umgegangen werden sollte. Wieso allerdings die pure Existenz einer anderen Übersetzung hier irgendwie als problematisch empfunden werden kann, bleibt unerfindlich. Und es gibt inzwischen Beispiele dafür, dass der jüdische Respekt vor dem Gottesnamen auch für das gemeinschaftliche christliche Psalmsingen anregend wirken kann. Doch wie auch immer man hier urteilen mag: Dass die biblischen Texte sich an eine „christliche Frömmigkeitssprache“ anzuschließen haben, stellt doch wohl die Dinge auf den Kopf. Eine Befruchtung und Erneuerung dieser Sprache, von der dann auch die Rede ist, ist aus der neuen Begegnung mit dem biblischen Texten zu erhoffen und damit aus deren immer neu auch gegen die Tradition zu entdeckenden Fremdheit. So herum geht es um ein Bewährungsfeld des Schriftprinzips – das andere wäre in letzter Konsequenz seine Aufhebung.

Das Altvertraute ist durchgängig der Maßstab des Urteils, aber nirgends so offenkundig wie bei der Rede von Gott. Gerade hier aber gilt: „Bin ich nur Gott, wenn ich nahe bin – Spruch Adonajs –, bin ich nicht Gott, wenn ich fern bin?“ (Jeremia 23,23 Übersetzung für den Kirchentag 2007). Die Schritte zur Neugewinnung des göttlichen Namens für die christliche Theologie, die in dieser Übersetzung vollzogen werden, sind für viele sicher zunächst ein Stück Fremdheit. Aber Gott in dem Ausmaß zum „Herrn“ zu machen, wie das in der Verwandlung des Namens in den Begriff „Herr“ geschehen ist, hat weit von der biblischen Grundlage weggeführt. „Allein die Schrift“ gilt doch gerade auch hier im Zentrum, nämlich in der Art wie von, mit und zu Gott zu reden ist. Wer sich an der Schrift orientiert, wird sich vor dem Namen Gottes und den Problemen seiner Wiedergabe nicht länger drücken können. Zumal damit zugleich auch das Gebet Jesu an entscheidender Stelle wieder zugänglich wird: „Dein Name werde geheiligt“. Der Herausgabekreis wie der gesamte Kreis der Übersetzenden hat in der jetzigen Lösung immer einen ersten Schritt gesehen, notwendig, aber die Eröffnung eines Prozesses, kein Abschluss und kein Ideal. Der heftige Streit bisher hat eine fruchtbare, weiterführende und sachliche Diskussion eher behindert. Diese muss mit der

## Theologie Bibel

Beendigung und Korrektur von Fehlinformationen beginnen: Es werden keineswegs nur „jüdische“ Lösungen angeboten, „GOTT“ ist eine häufig gewählte Ersatzlesung, da ist aber auch der/die Lebendige. Weiter: Adonaj heißt eben gerade nicht „mein Herr“, sondern ist eine sprachliche Sonderform des Plurals („meine Herrschaften“), die allein der Gottesbezeichnung dient und sofort als solche erkennbar ist, ganz entgegen unserem so herabgesunkenem „Herr“. Zu den erstaunlichsten Reaktionen auf die Übersetzung gehören Rückmeldungen von Leserinnen, wie sie durch die neuen „Ehrfurchtswörter“ geistlich bewegt worden sind.

Als fremd wird schließlich auch die Rede von Gott mit einem grammatisch weiblichem Geschlecht empfunden, sogar als gewaltsam. Dazu gilt es sich wirklich klar zu machen, dass der Glaube an Gott als Einheit, *adonai ächad*, der Monotheismus in all seinen Formen und Gestalten zwingend und unbedingt erfordert, dass Gott jenseits der Geschlechterpolarität steht, die alles irdische Leben prägt. Dies gehört zentral zu der Differenz zur Vielfalt der männlichen und weiblichen Gottheiten der verschiedenen Polytheismen. Im Entstehungsprozess, den wir religionsgeschichtlich nach den uns bekannten Quellen für die biblischen Gottesvorstellung annehmen müssen, hat Israel das erstaunlich klar gewusst und formuliert. „Gott bin ich und kein Mann“ heißt es bei Hosea (11,9), und das Bild Gottes umfasst deswegen beides, männlich und weiblich (1. Mose 1,26f). Grammatisch und auch in der Mehrzahl der Bilder ist die biblische Gottesrede dennoch weithin und dominant maskulin. Das kann nur sein, wenn zugleich immer die Nicht-Männlichkeit Gottes mitgedacht wird und selbstverständlich ist. Dort, wo Gott auf ein bestimmtes männliches Bild festgelegt wird, entsteht ein Wesen, an das man nicht glauben kann. Das gilt für den Gott, den europäische Maler wie Dürer und Michelangelo gemalt haben, als bärtiger alter Mann im Himmel. Das ist ein Götze, an den man nicht glauben kann. Die Gottheit, von der die Bibel redet, ist als der, als die eine nur in der Einheit von erstem und zweitem Gebot glaubwürdig. Nach der Festigung des Monotheismus bei gleichzeitigem Weiterbestehen eines massiven Patriarchalismus konnte von Gott glaubwürdig in grammatisch männlichen Konstruktionen nur unter gleichzeitiger Behauptung seines der sexuellen Spaltung



Mai 2007

## Theologie Bibel

entzogenen Wesens gesprochen werden. Doch das, was traditionelle Theologie und Frömmigkeit vorausgesetzt oder jedenfalls behauptet haben, kann heute nicht mehr vorausgesetzt werden. Es gibt eine Reihe von Faktoren, die das zunehmend unmöglich machen. Die feministische Kritik ist ernst zu nehmen: Wenn Gott ein Mann ist, ist alles Männliche göttlich (Mary Daly) – das ist ein Glaube, den es loszuwerden gilt. Wer glaubt, wir würden Gott sexualisieren, kennt die Wirklichkeit in den Kirchen nicht und hat sich vermutlich mit den sich hier stellenden Fragen noch nicht ernsthaft beschäftigt. Auch auf diesem Feld geht es um einen ersten, einen aber theologisch und für den künftigen Glauben der Christenheit notwendigen Schritt, darum, von Gott so zu reden, dass der Bildcharakter gerade auch der männlichen Formen und Begriffe einschließlich der Rede von Gott als Vater unübersehbar wird. Das haben wir versucht und die Reaktionen zeigen, wie nötig dies ist.

Die alte Spannung von Schrift und Tradition zeigt sich neu im Streit um die „Bibel in gerechter Sprache“. Die Tradition in allen ihren Formen darf nicht die Schrift völlig vereinnahmen und die Zugänge zu ihr besetzen. Das protestantische Schriftprinzip erfordert umgekehrt den immer neuen Versuch, sich der Schrift selbst zu nähern und damit zur Erneuerung von Tradition in allen ihren Formen beizutragen. Wer die – angebliche, weil gewohnte – Klarheit der Tradition kritisch gegen die überraschende Fremdheit der Schrift wendet, sollte sich nicht auf das Schriftprinzip berufen. Sicher trifft auch der Versuch, die Schrift zu verstehen, oft genug auf „ein rätselhaftes Spiegelbild“, und jede Übersetzung muss sich damit auseinandersetzen, dass wir nur „bruchstückhaft“ erkennen (1. Korinther 13,12). Dennoch sind wir dabei dem „von Angesicht zu Angesicht“ vielleicht näher als in der Gemütlichkeit der Tradition.

Der Beitrag antwortet auf den [Artikel von Prof. Dr. Karin Bornkamm](#) in Zeitzeichen April 2007